

Notizen

Die Organisierung des Feierabends

Das von der Arbeitsfront begonnene Feierabendwerk „Nach der Arbeit“ ist zweifellos beeinflusst vom italienischen „Dopolavoro“. Das geht nicht nur aus der wörtlichen Uebersetzung „Nach der Arbeit“ hervor, sondern auch aus der Gleichheit des Zieles und der Aehnlichkeit des methodischen Vorgehens. In beiden Institutionen kommt eine Erkenntnis zur Verwirklichung, die auf deutscher Seite u. a. zum ersten Male der Leiter des „Dinta“ geäußert hat, nämlich, daß man den Arbeiter nur dann reiflos entproletarisieren kann, wenn man über die Fachbildung hinaus seinen gesamten Lebensinhalt geistig zu gestalten versucht. Natürlich ist die deutsche Gründung nicht lediglich eine Nachahmung des italienischen Vorbildes. Dafür sind schon die in beiden Ländern vorhandenen Voraussetzungen zu unterschiedlich. In Deutschland handelt es sich bei der Schaffung des Feierabendwerkes in erster Linie um eine Zusammenschau, Gleichrichtung und Neubefebung bereits vorhandener Organisationen, z. B. der Arbeitersportklubs, der Männerhöfe, Wandergruppen und Theatervereinigungen, die bereits alle auf ihre Weise sich der Gestaltung der Freizeit angenommen haben. In Italien handelte es sich um eine vollständige Neuschöpfung, das Dopolavoro füllte gewissermaßen einen leeren Raum aus. Wie die Arbeitsfront das Feierabendwerk in den Einzelheiten ausbauen wird, ist noch nicht klar ersichtlich. Jedenfalls handelt es sich um Projekte, die nicht nur die Billigung, sondern die stärkste Anteilnahme des Führers gefunden haben. Soweit bis jetzt bekannt wurde, will man zunächst jedem Volksgenossen, auch dem arbeitslosen, ermöglichen, am Kulturleben der Nation, wie es in Theater, Film und Musik zur Auswirkung kommt, teilzunehmen. Daneben soll aber auch die körperliche Erholung durch geeignete Maßnahmen gefördert werden. Die Organisierung von Reisen und im Zusammenhang damit verlängerte Urlaubszeiten sollen dem Arbeiter Gelegenheit geben, zur verlorengegangenen Heimat zurückzufinden. Getönt soll der Plan des Feierabendwerkes werden durch die Errichtung von „Häusern der Arbeit“ in den Städten, die als künftige gesellschaftliche Mittelpunkte für den Arbeiter alles enthalten sollen, was zum gesellschaftlichen Leben gehört: große Säle für Versammlungen und Festveranstaltungen, Theater- und Kinoräume, Kinos, und Spielfläche, Räume für Sport und Unterhaltung. Gerade diese Seite des Planes ist höchst bemerkenswert, wird doch durch ihre Verwirklichung dem Weltkommunismus eines der stärksten Werbemittel für das bolschewistische Regime aus der Hand geschlagen. Arbeiterklubs, das war doch für die „Rote Fahne“ immer das effizienteste Beispiel für die unerreichbare Arbeiterfreundschaft des bolschewistischen Systems. Im Gegensatz zum italienischen Dopolavoro werden für die Errichtung des deutschen Feierabendwerkes vom beitretenden Arbeiter keine neuen finanziellen Opfer verlangt werden. Die Mittel stehen durch die verfügbar gewordenen Streikgelder bereit. Mit dem italienischen Werk gemeinsam hat die deutsche Feierabendorganisation, daß sie dem einzelnen Mitglied die absolute Freiheit läßt, aus den zur Verfügung gestellten Mitteln zu wählen und somit der eigene Gestalter seiner Freizeit nach den persönlichen Bedürfnissen und Neigungen zu sein. Das scheint uns an der Größe des ganzen Planes das Größte zu sein, aber auch das einzig Vernünftige, denn ein kommandierter Feierabend wäre kein „Feier“abend mehr.

Zweiterleil

Auf den Stratosphärenflug von neulich sind die Russen nicht wenig stolz. Sie tun jetzt, als ob Piccards Leistungen auf diesem Gebiet dürftig seien. Die Pravda geht so weit, das folgende zu schreiben: „Im Vergleich mit der Leistung der Sowjetflieger erscheint Piccards

Der Bonifatiusstag im Archipresbyterat Dresden

Nochmals sei auf den Bonifatiusstag, der für Dresden auf Sonntag, den 28. November, festgesetzt ist, hingewiesen. Viele unserer Leser, besonders die Mitglieder des Bonifatiusvereins, die das Bonifatiusblatt erhalten und auch lesen, werden längst über die Bedeutung des Bonifatiusvereins gut unterrichtet sein. Am kommenden Sonntag sollen aber alle Gottesdienstbesucher durch das lebendige Wort der Diasporapriester nochmals ganz besonders auf die Notwendigkeit dieses Vereins hingewiesen werden.

In anderen Bistümern sind längst Bonifatiusstage gehalten worden. Diese sollen die in ihren Erträgen fast überall zurückgegangenen Kirchenkollekten ergänzen, neue Mitglieder für den Verein gewinnen helfen und dafür sorgen, daß auch in diesen Krisenzeiten der Bonifatiusverein seine hohen Aufgaben erfüllen kann.

„Die Diözese Meissen könnte durch Bonifatiusstage im eigenen Gebiet noch viele Mittel flüssig machen“, schreibt der Generalvorstand des Bonifatiusvereins. Seine Erwartungen sollen im Archipresbyterat Dresden nicht getäuscht werden. Trotz eigener Armut, trotz der Notstände auch in unseren Dresdner Seelsorgebezirken werden ganz gewiß alle unsere treuen Kirchenbesucher noch ein Scherlein für den Verein übrig haben, der auch den Dresdner Katholiken so große Wohltaten erwiesen hat. Kein Pfarrbezirk Dresdens hätte die Hilfe des Bonifatiusvereins missen können, am wenigsten die neugegründeten. Und wenn wir Katholiken in Dresden ohne Ausnahme keine über Gebühr weiten Wege zum Gotteshaus haben, wir danken es dem Bonifatiusverein; wir müssen ihn deswegen aber auch weiter fördern und nach besten Kräften unterstützen. Das ist der auch in Dresden so deutlich und kräftig zum Ausdruck gebrachte Wunsch des Bischofs; das fordert von uns unsere Ehre und unsere Dankbarkeit.

Ein nächstes Heft des Bonifatiusvereins muß es dem katholischen Deutschland melden können, daß die Dresdner Pfarreien für eine noch schlimmere Diaspora Verständnis haben. Die Ergebnisse der Kollekten in den einzelnen Pfarreien werden in einem der nächsten Bonifatiushefte bekannt gegeben. Dann dürfen die manchen Pfarrbezirke in kath. Gegenden, die noch kein Verständnis für die Sache des Bonifatiusvereins haben, es sich gesagt sein lassen, daß auch die sächsische Diaspora lebt, und bereit ist, nach bestem Können zu helfen.

Das Bistum Meissen schneidet allerdings in Hinsicht auf die Opfer für den Bonifatiusverein unter den Bis-

Ausstieg als ein recht armseliger Versuch. Der europäische Gelehrte slog in der Stratosphäre uncafehr so herum, wie eben ein Mensch, bei dem nur der Mut ungewöhnlich ist. Aber das ist nicht seine Schuld. Mit seinen eigenen Kräften leistete er, was er nur leisten konnte. Aber hinter ihm stand nicht ein solches Kollektiv voll Wissen und Unternehmungsgestalt, wie es die Sowjetwissenschaft und die Mitarbeit der Sowjetbevölkerung geschaffen haben.“

Vielleicht entdeckt die Pravda nächstens, daß in der Stratosphäre eine kapitalistische und eine kommunistische Zone vorhanden sind.

tiern Deutschlands noch längst nicht am schlechtesten ab. Seine Sammelergebnisse sind freilich auch, und zwar von 1931 bis 1932 um 1801,17 M. zurückgegangen. Wenn aber alle Katholiken Groß-Dresdens, alle ohne Ausnahme helfen wollten, dann würde der kommende Bonifatiusstag allein im Stande sein, dem Diözesankomitee in Bautzen solchen Ausfall zu ersetzen.

In einer gegen Beginn dieses Jahres vom Generalvorstand des B. V. in Paderborn gegebenen Uebersicht über die Sammelergebnisse der reichsdeutschen Diözesanvorstände wurde berichtet, daß auf jeden Meißner Diözesanen 3,80 Pfennig Beitrag für den Bonifatiusverein entfallen. Im ganzen sind 27 Diözesanvorstände aufgeführt. Höher als Meissen stehen in der prozentualen Berechnung je Seele 19 Diözesanvorstände, und unter diesen an allererster Stelle die Diözese mit großer Diaspora (u. z. Schneidemühl, Hildesheim, Paderborn, Berlin, Fulda, Osnabrück, mit je 12,90, 12,88, 11,52, 11,04, 10,51 und 10,41 Pfennig). Hinter Meissen bleibt zurück Rothenburg, München, Augsburg, Regensburg, Trier, Passau und Speyer. (In Bayern arbeitet allerdings in ähnlichem Sinne wie im übrigen Deutschland der Ludwig-Missionsverein).

Das braucht aber uns in Sachsen und in Dresden nicht zu kümmern. Unsere Aufgabe wird es sein, und dazu soll auch der Dresdner Bonifatiusstag beitragen, zu erstreben und zu erreichen, daß das Votum Meissen unter den allerersten Diözesen in der Reihe steht.

Möge der kommende Bonifatiusstag in Dresden die Begeisterung für den notwendigsten Verein der katholischen Deutschlands von neuem in der Landeshauptstadt entfachen, nicht nur weil man ihnen sagen könnte „gebt, so wird auch euch gegeben werden“, sondern vor allem, weil wir wünschen, daß Christus und seine Kirche in deutschen Landen die Schicksale sammeln, und sie bereit machen zur treuesten Hingabe an Gott und seinen Dienst, und damit auch zum Dienste an Kirche, Volk und Vaterland.

Katholische Rundschau

Katholischer Priester von Roosevelt ins Arbeitsministerium berufen.

Washington, 23. Nov. Der Direktor der „katholischen Schule für Sozialdienst“, Vater Francis J. Haas, ist von Präsident Roosevelt eingeladen worden, als Mitarbeiter in das „National Office of Labor“ einzutreten. Es handelt sich um eine Art Schiedsrichteram für Arbeitskonflikte.

Bilgerempfang aus Deutschland.

Rom, 22. Nov. Papst Pius XI. hat etwa hundert Pilger aus Westfalen und Ostpreußen in Audienz empfangen, wobei er eine herzliche Rede in deutscher Sprache an sie richtete und ihnen den apostolischen Segen erteilte.

Im Konfistorienaal ist am Sonntag das Dekret über zwei Wunder verlesen worden, die der Heiligsprechung des auch in Deutschland viel verehrten heiligen Don Bosco zugrunde gelegt wurden.

Die Dame mit dem Otterpelz

Die Geschichte eines rätselhaften Falles Von Caren 19. Fortsetzung Nachdruck verboten

Inzwischen sah Kommissar Kling im Speisewagen des D-Zugs Berlin-Königsberg und starrte abwesend zum Fenster hinaus. Vor ihm auf dem Rand seiner Kaffeetasse verschwebte eine halbgerauchte Zigarette, was ihm die mißbilligenden Blicke einer ihm gegenüberstehenden älteren Dame eintrug. Aber die Gedanken Klings waren auf andere Dinge als die empfindlichen Stimmänderungen seiner Mitreisenden gerichtet. Er sah ein wenig angegriffen aus, wie nach einer schlaflosen Nacht. Und von seinen Mundwinkeln abwärts grub sich eine mißvergnügte Furche. Zum erstenmal in seinem Leben war Kommissar Kling mit sich selbst im untreuen. Seine eigenen Handlungen erschienen ihm zum Teil unverständlich und ohne Logik. Wie zum Beispiel diese Reise, zu der er sich an diesem Morgen urplötzlich entschlossen hatte. Nicht etwa, daß Kling sonst schwerfällig von Entschlüssen gewesen wäre. Im Gegenteil, es kam sogar häufig vor, daß er Hals über Kopf eine Dienstreise antrat. Dann aber verfolgte er damit stets einen ganz bestimmten Zweck. Oder er war sich doch zum mindesten selbst darüber klar, worauf er mit seiner Exzursion hinauswollte. Wenn ihn dagegen heute jemand gefragt hätte, warum er diese Reise eigentlich unternommen hatte, so hätte er als einzigen Grund nur die Eingebung seines Instinkts dafür ins Treffen führen können, ein Argument, das wohl kein Kriminalbeamter als stichhaltig anerkannt haben würde. Und Kommissar Kling hatte auch bereits etwas davon zu spüren bekommen. Er hatte nämlich am Tage vorher, nach einer langen und ausführlichen Unterredung mit Dr. Morris, ein Telefongespräch mit Berlin geführt, und dieser Kriminalbehörde den Fall Grau noch einmal dringend ans Herz gelegt. Aber er war einem durch nichts zu überwindenden passiven Widerstand begegnet. Man hatte ihm deutlich zu verstehen gegeben, daß man weder Lust noch Veranlassung habe, sich mit einer Sache zu befassen, die jeder tatsächlichen Basis entbehre. Man könne doch unmöglich das Geschehen eines hergelassenen Menschen zum Anlaß nehmen, einen unbescholtene und harmlosen Bürger mit Hausdurchsuchungen und anderen polizeilichen Maßnahmen zu beschäftigen. Man stellte es Kling anheim, auf eigenes Risiko weitere Erhebungen zu

pflegen und beendete das Gespräch mit der Immerhin tröstlichen Versicherung, daß, falls diese Erhebungen wider Erwartung positive Resultate zu Tage fördern sollten, ihm die Berliner Kriminalpolizei ihren Beistand natürlich nicht verweigern würde.

Kommissar Kling hatte eine ganze Nacht lang mit sich gekämpft. Er wußte, daß er mit dieser Sache keine ausschließliche Karriere aus dem Spiel setzte. Doch er unrettbar dem Joch der Lächerlichkeit verfallen war, wenn seine Witterung verirrte und er sich geschlagen geben mußte. Aber sein Ehrgeiz und der durch das abnehmende Verhalten der Berliner Behörde noch verstärkte Eigensinn in ihm gewannen die Oberhand. Dazu kam noch das Gutachten von Dr. Morris, den er trotz seiner Jugend für eine psychiatrische Kompetenz hielt. Sein Urteil über Donald Grau hatte dahin gelaute, daß der junge Mann geistig vollkommen normal sei, wenn auch in hohem Maße suggestibel und von einer ungewöhnlichen Sensibilität. Er betonte ausdrücklich, daß Grau den Eindruck eines durchaus glaubwürdigen Menschen mache, und daß ihm ein Betrug oder absichtliche Entstellung der Tatsachen nicht zuzutrauen sei. Er gab offen zu, daß er sich in der komplizierten Psyche des Patienten selbst noch nicht restlos auskenne und noch irgendwelche unerklärliche Hintergründe ohne. Aber das Gesamtbild sei doch ziemlich klar und der allgemeine Eindruck so günstig, daß Morris sich ernsthaft dafür aussprach, den Fall nicht auf die letzte Achsel zu nehmen.

Und so war es gekommen, daß der Kommissar sich entschlossen hatte, auf eigene Faust zu handeln. Er wiederholte sich noch einmal die wenigen Tatsächlichkeiten, die ihm als Anhaltspunkt dienen konnten, und baute darauf seinen Aktionsplan auf. Da es ihm ohne den Beistand der Berliner Polizei vorläufig nicht möglich war, sich mit der Person jenes Caspar Fuchs in der Invalidenstraße näher zu befassen, so verfluchte er, die Sache am zweitbestmöglichen Zipsel anzupacken.

Die Adresse, die Donald Grau auf dem Deckel der Bilderreihe gelesen haben wollte, bot ihm eine neue Handhabe. Seine Nachforschungen ergaben, daß tatsächlich ein Graf Werdenburg-Kolitsch in der Nähe von Marienburg in Ostpreußen seinen Herrensitz hatte. Möglicherweise vermochte dieser irgendwelche Anknüpfungen zu geben, die zu neuen Wegen führten. Vielleicht auch lief die neue Spur ganz von selbst zu Caspar Fuchs zurück und gab ihm die ersehnte Gelegenheit, mit diesem Fuchs eine Verbindung anzuknüpfen. Oder... Kling unterbrach sich seinen Gedankengang und bohrte seinen Blick in das Zeitungsblatt, das die empfindsame alte Dame zum Schutz gegen den Zigarettenqualm vor sich aufgeschlagen hatte. Aus dieser harmlosen Seite der „Berliner Zeitung“ hatte ihn plötzlich der Name Fuchs angesprochen. Oder war es nur die Spiegelung

seiner Gedanken, die sich eben noch so intensiv mit diesem Namen beschäftigt hatten? Aber nein, er lächelte sich nicht! Dort, inmitten einer Anzahl schwarzumrandeter Anzeigen, stand in fetten Lettern „Fuchs“! Ja, es schien ihm sogar, als ob der Vorname Caspar hieße. Aber genau konnte er es nicht lesen, die Entfernung war für seine etwas trübsichtigen Augen zu groß, und außerdem schwante das Zeitungsglatt in der Hand der Dame wie ein Fächer hin und her. Seine Begierde, die Zeitung in seinen Besitz zu bringen, steigerte sich mit jeder Sekunde. Und plötzlich griff er zur Kriegskiste. Er tat, als wolle er sich eine neue Zigarette anzünden, und benutzte sich dabei so ungeschickt vor, daß er mit seinem Patentfeuerzeug der Zeitung zu nah kam und der untere Rand Feuer fing. Mit einem Ausruf ratlosen Schreckens riß er der Dame das Blatt aus der Hand und goß den Inhalt seines Wasserkruges über die glimmende Stelle. Dann drehte er unter vielen Entschuldigungen das Klapppapier auf der Tischplatte zum Trocknen aus. Aber die Dame hatte genug. Sie straffte ihn mit einem klammen, lächelnden Blick und nahm ostentativ an einem andern Tischchen Platz. Auf die durchweichte Zeitung verzichtete sie großzügig.

Kling hatte seinen Zweck erreicht. Er war jetzt uneingeschränkter Besitzer der „Berliner Zeitung“, und für ihn hatte sie trotz ihres beschädigten Zustandes nicht an Wert eingebüßt. Schnellig holte er sein Monotel hervor und suchte damit die Todesanzeigen ab. Und richtig, da stand es: Fuchs! Der Name stimmte zwar, aber alles andere war ziemlich enttäuschend. Dieser Mann, der hier als am 20. November verstorben gemeldet war, hieß mit Vornamen Casus und war ein Makler aus SW. Berlin. Und wemgleich er auch den nicht ungewöhnlichen Namen Fuchs trug, so konnte sich Kling doch nicht verhehlen, daß für seine Identität mit dem angeblich ermordeten Kunsthändler aus der Invalidenstraße sonst nicht das geringste sprach. Und dennoch — sei es nun, daß sein Interesse bereits übertrieben auf diese Sache zugepißt war, oder daß er in seinem Spürreifer den nebenwärtlichsten Umständen ein übermäßiges Gewicht beilegte — die im Grunde so nichtsfahrende Anzeige ließ ihn nicht mehr los. Sie saugte seine ganze Aufmerksamkeit an sich, sie verstrickte seine Gedanken in die abenteuerlichsten Kombinationen. Und so kam es, daß Kommissar Kling sich selbst dabei überraschte, daß er in Schneidemühl den Königsberger D-Zug verließ und auf dem gegenüberliegenden Bahnsteig einen Zug bestieg, der in entgegengesetzter Richtung nach Berlin zurückfuhr.

(Fortsetzung folgt.)